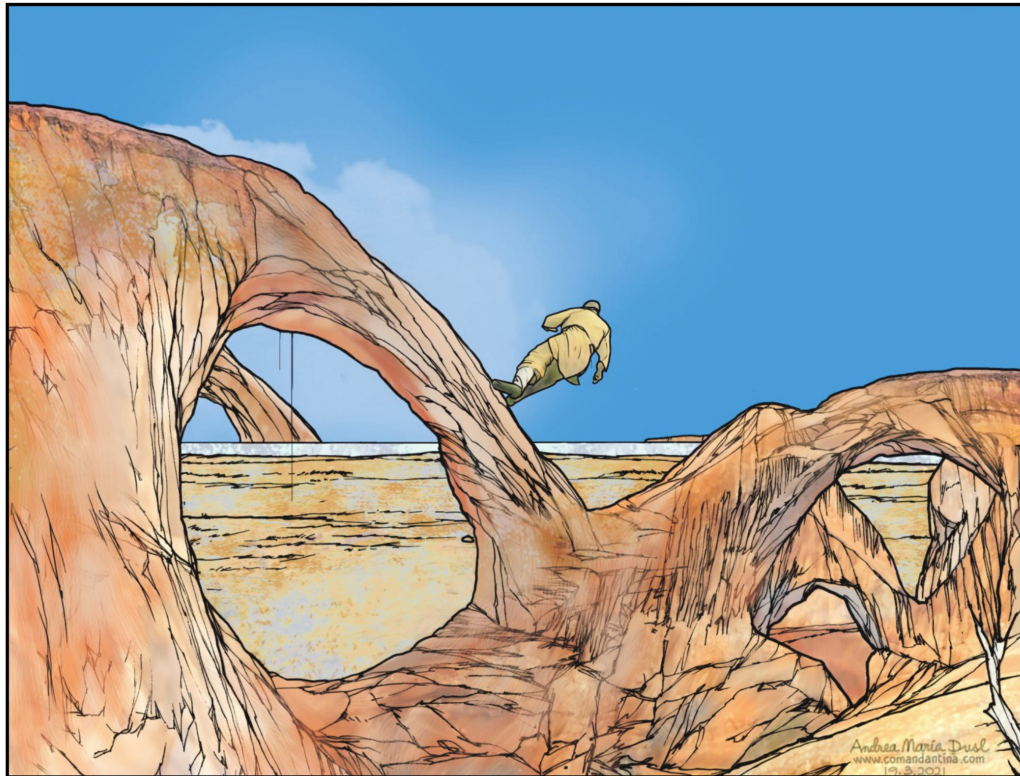




Bis zur totalen Erschöpfung

Salzburger Nachrichten/Österreich | Seite 36 | 3. April 2021
Auflage: 87.250 | Reichweite: 296.000

Salzburger Landeskliniken



Bis zur totalen Erschöpfung

Erlösung im Sport – oder ist es eher Erschöpfung mit Erfüllung einer Sehnsucht?

Der Sport zeigt historisch in vielen Facetten, wie Bewerbe zu Ende gehen können.

RICHARD OBERNDORFER

Nach vollbrachter Leistung sprechen Sportlerinnen und Sportler von einem schier unbeschreiblichen Glücksgefühl. Es scheint sich alles in einem Moment zu vereinen. Glückshormone ob des erreichten Ziels werden ausgeschüttet. Es ist ein kurzer Augenblick, in dem alles möglich scheint. Die Gedanken schweifen schon in Richtung eines nächsten Males. Auf eine Wiederholung. Das Gefühl gleicht einer Erlösung – nach Überwindung, Qualen, Schmerzen und Tränen.

Die sportliche Historie dazu ist ellenlang. Fast legendär ist etwa die Geschichte des Marathonläufers, der innerhalb weniger Minuten alles erlebte, was ein Ausdauersportler erleben kann: Anstrengung, Verirrung, Verwirrung, vermeintliche Erlösung und Enttäuschung. Bei den Olympischen Spielen 1908 ereignete sich all diese Dramatik um den Italiener Dorando Pietri (Bild unten links). Er glaubte sich schon nach 40 Kilometern im Ziel; aufgrund des Wunsches der königlichen Familie sollte die längste aller Laufdistanzen über 42,195 Kilometer führen – übrigens erst 13 Jahre später die offizielle Marathondistanz. 355 von diesen zusätzlichen 2195 Metern sollten Pietri zum Verhängnis werden. Vor Erschöpfung bog der 22-Jährige auf den letzten Metern falsch ab und brach zusammen, nachdem ihn der Kampfrichter auf seinen Fehler aufmerksam gemacht hatte. Sein Kampfgeist jedoch war ungebrochen – Pietri rappelte sich ganze fünf Mal wieder auf, brach jedoch auch genau so oft wieder zusammen. Insgesamt benötigte er über neun Minuten für die letzten 350 Meter und schleppte sich mit letzter Kraft – und mit der Hilfe des Kampfrichters Jack Andrew und des Arztes Michael Bulgur,

die dem bedauernden Pietri unter die Arme griffen, als Erster über die Ziellinie. Daraufhin legte das amerikanische Team, aufgrund von „Inanspruchnahme fremder Hilfeleistung“, Beschwerde ein, bekam recht und der eigentlich zweitplatzierte John Hayes wurde zum Sieger gekürt. Sieger aller Londoner Herzen blieb jedoch der Mann mit dem unbändigen Kampfgeist aus Italien.

Eine Langstreckenspezialistin quälte sich einmal über die Ziellinie. Als Erste. Auf allen vieren kam Hayley Carruthers beim London-Marathon 2019 zum Sieg – kaum mehr fähig, etwas wahrzunehmen, weil sie nach gut 42 Kilometern zu erschöpft war. „Meine Beine fühlten sich wie Blei an. Es war das Schwierigste, das ich je machen musste“, sollte sie später in die Mikrofone hauchen. Mit zwei Stunden, 33 Minuten und 59 Sekunden erzielte die 26-jährige Leichtathletin sogar persönliche Bestzeit. Die Begeisterung für diesen Lauf mit 40.000 Gleichgesinnten habe sie zu einer Falscheinschätzung mit fast fatalen Folgen getrieben. In einer Trage wurde sie von Rettungshelfern später ins Spital zur Kontrolle gebracht.

Wieso tut sich ein Sportler das an?

Es bietet sich ein Blick zur Medizin an: „Natürlich ist die Ausschüttung der Endorphine mit einer Art Glücksgefühl verbunden, aber entscheidend ist eher, bei Leistun-

gen mit Muskelkraft zu einem Punkt zu kommen, wo man am Ende loslassen kann“, sagt Josef Niebauer, Leiter des Instituts für Sportmedizin am Uniklinikum Salzburg. Und ergänzt: „Ich sehe das Endprodukt dieser Leistungen nicht als Erlösung, sondern als Erfüllung einer Sehnsucht.“

Sogar von Bruderhilfe bis zur Erschöpfung wird berichtet. Bis zu Selbstaufgabe und ultimativem Verzicht. Triathlon-Olympiasieger Jonathan Brownlee stand 2016 vor dem WM-Titel in Mexiko. Er führte auf der Laufstrecke bis 400 Meter vor dem Ziel – dann brach er in sengender Hitze direkt vor seinem Bruder Alistair zusammen. Dieser griff Jonathan unter die Arme, führte ihn und schubste ihn über die Ziellinie (Bild unten Mitte) auf Rang zwei hinter dem Südafrikaner Henri Schoeman. Das reichte Jonathan Brownlee dann aber nicht ganz zum Sieg in diesem Rennen verzeichnet – selbstlos. „Ali“, schrieb Jonathan Brownlee später an seinen Bruder, „deine Treue ist einfach unwahrscheinlich.“

Bei einem der größten Ruder-Abenteuer wartet die Erlösung von Qualen nach 4800 Kilometern. Bei der „Atlantik Challenge“ geht es von La Gomera quer über den Atlantik nach Antigua. Nur mit Muskelkraft. Ohne

Hilfe von Wind und Segel. Nur in loser Begleitung von Rettungsbooten, die im Ernstfall bis zu fünf Tage zum Unfallort brauchen. In speziell angefertigten Ruderbooten geht es über Wochen gegen die Launen der Natur. Gerudert wird diese „Kolumbus-Route“ in mehreren Team-Wertungen. In der Einer-Wertung war der Salzburger Wolfgang Fankhauser (Bild rechts unten) als erster Österreicher 2019 mit dabei. Und erreichte nach 57 Tagen, 13 Stunden und 49 Minuten sein Ziel – nach rund 1,5 Millionen Ruderschlägen und vielen Entbehrungen. Denn diese Challenge, die seit zehn Jahren ausgetragen wird, ist eine außergewöhnliche Herausforderung für Körper und Geist. „Man realisiert sehr schnell, dass man wirklich auf sich allein gestellt ist“, sagte er danach, „gesundheitliche und technische Probleme kann man nur selbst lösen.“ Und der Geist geht oft seltsame Wege, denn 80 Prozent sind nach Angaben des 40-jährigen Kopfsache – und der Kopf kann einen verrückt machen. „Nach zehn, zwölf Tagen hört man wegen der einseitigen Ernährung Stimmen, Babyschreien. Man sieht Monster, die aus dem Wasser herauskommen und auf das Boot krabbeln wollen“, erzählte Fankhauser den SN. Und trotzdem: „Aufgeben war für mich nie eine Option“, sagt der gelernte Gastronom bei diesem Rennen am Limit.



Ein Marathon-Drama 1908, Bruderliebe im Triathlon mit Folgen und ein Ruderabenteuer für Körper und Geist (v. l.).



BILDER: SN/ARCHIV, APA, FANKHAUSER